

ROBERT AICKMAN
KRÄFTE DER
FINSTERNIS

SÄMTLICHE ERZÄHLUNGEN – BAND 2

Übersetzt von Usch Kiausch

Mit einer Einführung von
Mark Valentine

FESTA

Die Reihe FESTA WEIRD FICTION
wird herausgegeben von Andreas Fliedner.

1. Auflage Dezember 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
›Einführung‹ © Mark Valentine, 2011
Copyright der Texte von Robert Aickman
© by The Estate of Robert Aickman, 2022
Copyright aller anderen Texte bei den jeweiligen Autoren
Titelbild: Johann Heinrich Füssli,
Lady Macbeth mit den Dolchen, 1812
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

| | |
|---|-----|
| Einführung | 9 |
| Wie eiskalt ist dies Händchen | 23 |
| Mein armer Freund | 65 |
| Ein vorbeiziehender Stern | 125 |
| Größer als wir selbst | 167 |
| Eine römische Frage | 215 |
| Das weindunkle Meer | 275 |
| Anhang | |
| Nur ein Lied in der Dämmerung | 335 |
| Einführung zu <i>The Second Fontana Book of Great Ghost Stories</i> | 361 |
| Einführung zu <i>The Third Fontana Book of Great Ghost Stories</i> | 371 |
| Originaltitel und Erstveröffentlichungen | 381 |

Ich bin nach wie vor der Meinung, dass es für
einen ernsthaften und wissbegierigen Menschen
eigentlich nur zwei interessante Themen gibt:
die Sexualität und die Toten.

William Butler Yeats

Einführung

von Mark Valentine

Der Altertumsforscher und Visionär John Michell, Autor von *The View Over Atlantis* (1969), charakterisierte Robert Aickman als »den am meisten der Romantik verbundenen Menschen, dem ich jemals begegnet bin, Verfasser von Romanen und Geistergeschichten, zudem Mitgründer der Inland Waterways Association«.

Michell, der seit Ende der 1960er-Jahre maßgeblich zur Wiederbelebung des Interesses an vorgeschichtlichen heiligen Stätten und verlorenem Wissen beitrug, bewegte sich in einem großen Bekanntenkreis ungewöhnlicher, zum Teil auch weltfremder Menschen. Er wusste also, wovon er sprach. Aickmans Werk, so schrieb er, »zeigt, wie sonderbar England in Wirklichkeit ist, warum es oft als eine Art Traumland betrachtet wird und so viele brillante Menschen wie Aickman ihr Leben der Bewahrung dieser Eigenart gewidmet haben«.

Eine Art Selbstporträt hat Aickman möglicherweise mit dem Protagonisten der ersten Geschichte der vorliegenden Erzählungssammlung geschaffen – ›Wie eiskalt ist dies Händchen‹. Edward ist ein verarmter Adliger, der seinen Lebensunterhalt mittlerweile auf prekäre Weise als Übersetzer verdient. Mit der modernen

Technik fremdelt er. Die Ländereien seiner Familie, wo er ein angenehmes und geruhames Leben hätte verbringen können, sind verloren. Er hat nur »eine schöne Jäger-Taschenuhr« behalten – vielleicht ein Symbol dafür, dass er sich an die Umgangsformen und Traditionen früherer Zeiten klammert. Damit, dass »sein Leben fast nur noch aus Ärgernissen zu bestehen« scheint, hat er sich abgefunden. Zwar zählt er zu den neuen Armen, den gesellschaftlichen Absteigern, und ist beherrscht von depressiven Stimmungen, hält jedoch an seinen Erinnerungen an ein bestimmtes gesellschaftliches Niveau fest.

Und so fällt ihm auf, dass die lauten Bekannten seiner Verlobten »gewöhnliche« junge Frauen sind (eine feine sprachliche Unterscheidung zu »normalen« jungen Frauen) und die jungen Männer »unpassende Haarschnitte« tragen. Doch auf die Dreistigkeit dieser Eindringlinge reagiert Edward nur zaghaft, ja ängstlich. Er »neigt von seinem Wesen her dazu, sich auf jede an ihn gestellte Anforderung einzulassen«.

Eine davon ist das Läuten des Telefons. Von Anfang an verbindet Aickman es mit Hinweisen auf das Grauen, das unvermeidlich bevorsteht. Er beschreibt das Telefon als »eisig und gebieterisch«, und sein Hörer ruht auf einer »schwarzen Gabel«. Beide Formulierungen erinnern den Leser an die Endgültigkeit und Finsternis des Todes.

Der Titel der Geschichte ›Wie eiskalt ist dies Händchen‹ ist Puccinis Oper *La Bohème* (1896) entnommen und kann als Verweis auf die letzte Szene der Erzählung verstanden werden. Zudem scheint es aufschlussreich, dass Aickman in seiner Autobiografie

Puccinis Musik (die er trotz Vorbehalten bewunderte) mit der Angewohnheit seines Vaters vergleicht, sich in Tobsuchtsanfälle hineinzusteigern, wenn man ihn mit Widerworten reizte. Es war »ein kehliges, gurgelndes Gebrüll der Frustration mit einem rhythmischen Muster. Er ähnelte dabei einem Mann, der grob einen Kreis zeichnet und die Linie dann zu weiteren und immer weiteren Kreisen fortsetzt, was wiederum an das Kompositionsschema der Musik Puccinis erinnert, sosehr ich sie schätze«.

Das Bild der sich ausdehnenden Spirale von Kreisen gilt auch für die Struktur von ›Wie eiskalt ist dies Händchen‹ – etwa wenn sich Edward vom Telefon und der Art, wie die unbekannte Frau am anderen Ende der Leitung nach und nach in sein Leben eindringt, mehr und mehr vereinnahmt fühlt. Und nicht zuletzt beschreibt es den Schluss der Geschichte.

Wir spüren, wie Edward in einen Strudel eingesaugt wird. Der Sog besteht aus all den Dingen, die ihn ängstigen: der Moderne und ihren Maschinen, der Automatenhaftigkeit der forschen, kurz angebundenen Telefonistin und allem anderen, das er fürchtet, aber auch begehrt, wie den Einbruch des Seltsamen in sein erstickend abgeschottetes Leben und die wachsende Intimität mit der *Femme fatale* am Telefon, die bei Aickman passenderweise Nera heißt.

Edward ist jedoch kein vollständiges *Alter Ego*, denn Aickman war im wirklichen Leben sehr viel durchsetzungsfähiger und eigenwilliger als sein Protagonist. Offenbar genoss er es, nicht mit der Zeit zu gehen. Von seinen Einstellungen und Loyalitäten her war er zutiefst der Tradition verhaftet (offenbar zog er den

Ausdruck *traditionell* dem Ausdruck *konservativ* vor), und er ging so weit zu behaupten, eine auf Erbfolge beruhende Staatsführung sei besser als eine demokratisch gewählte Regierung. Von jenen, die zum Herrschen geboren und erzogen worden seien, könne man bessere Arbeit erwarten als von Menschen, die sich den Weg zur Macht und deren Erhalt erkämpfen mussten.

Diese Überzeugung drückt er allegorisch in der Geschichte ›Mein armer Freund‹ aus. Darin wird ein unglückseliger Abgeordneter von seinen unersättlichen Kindern verfolgt und von Raubvögeln mit scharfen Klauen angegriffen, die den Weg in den Palace of Westminster, den Sitz des britischen Parlaments, gefunden haben.

Zustimmend zitierte Aickman die Ansicht von Churchill, die Siegermächte des Ersten Weltkriegs hätten einen großen Fehler begangen, als sie das deutsche Kaiserhaus und die K.-u.-k.-Monarchie in Österreich-Ungarn untergehen ließen. Denn deren einheitsstiftende Kräfte hätten das Abgleiten Europas in Chaos und Extremismus verhindern können.

Nicht nur die Tradition, sondern auch Kunst und Ästhetik trugen für Aickman zum Erhalt von geistigen Werten bei. Er beklagte Spießbürgerlichkeit und Materialismus, die diesen Werten feindlich gegenüberstanden. Er hielt nichts vom Fortschritt und betrachtete den zunehmenden Einsatz von Maschinen als »Entwicklung, die darauf abzielt, den Menschen als vorherrschende Spezies zu verdrängen und auf den Stellenwert einer Blattlaus zu reduzieren«. Zudem behauptete Aickman, die Wissenschaft mache den Menschen blind – das sei »ein Klischee, das tatsächlich eine

tiefe Wahrheit« beinhalte. Offenbar hatte er, wie Mr. Batchel in Edmund Gill Swains *The Stoneground Ghost Tales* (1912), selbst dann etwas gegen Veränderungen, »wenn sie Verbesserungen« mit sich brachten. Auch Aickman hätte ein klapperndes Schiebefenster vielleicht als geringfügigere Unannehmlichkeit betrachtet, verglichen mit einer Störung durch eine Reparatur.

Die *Kräfte der Finsternis*, die in ›Mein armer Freund‹ vom Parlament ausgehen, werden auf drastische, dramatische Weise beschrieben, doch Aickman stellt auch weniger greifbare Mächte geschickt dar. In dieser Geschichte kämpft der Protagonist für die stärkere Nutzung von Flüssen und Kanälen zur Erzeugung von Elektrizität (ähnlich wie Aickman das englische Inlandskanalnetz zu neuem Leben erwecken wollte). Doch er muss feststellen, dass die langwierigen Beratungen des Parlaments und dessen zahlreiche Ausschüsse alles hinauszögern oder auf Eis legen.

Einen ähnlichen Hintergrund malt Aickman in der Geschichte ›Eine römische Frage‹ aus. Dort ist es eine Tagung zum Kunstbetrieb, die Überdross und das Gefühl von Sinnlosigkeit hervorruft. In ›Wie eiskalt ist dies Händchen‹ sind es die automatenhaften Abläufe in der Telefonvermittlung und in ›Das weindunkle Meer‹ die wenig hilfreichen Ausflüchte des Fremdenverkehrsbüros, die eine ähnliche Wirkung haben.

In fast allen Geschichten Aickmans scheinen solche anonymen Kräfte am Werk zu sein, und auf ihre trostlose, düstere und erstickende Weise vermitteln sie das Grauen fast wirksamer, als wenn Aickman bestürzende, übernatürliche Bilder heraufbeschwört. Und auch dort, wo nicht unmittelbar Bürokratie und Beamtenwesen

angepöngert werden, scheinen zwischenmenschliche Beziehungen von Argwohn und Mangel an Offenheit geprägt zu sein.

Mitte des 20. Jahrhunderts wurden bestimmte Schriftsteller mitunter als »englischer Kafka« bezeichnet, so Rex Warner, William Sansom oder Bernard Jocelyn Brooke. Auf seine eigene subtile Weise hat auch Aickman die hintergründige Wahrheit in Romanen wie *Der Prozess* und *Das Schloss* durchdrungen, analysiert und sich deren Ironie und Resignation auf typisch englische Art zu eigen gemacht.

Falls es überhaupt einen englischen Schriftsteller gibt, dem man eine Geistesverwandtschaft mit Aickman nachsagen kann, würde ich Mervyn Laurence Peake (1911–1968) nennen, den Verfasser des Romanzyklus *Gormenghast* und praktisch ein Zeitgenosse des 1914 geborenen Aickman. Die kunstvollen fantastischen Schauerromane Peakes mögen auf den ersten Blick wenig mit Aickmans unheimlichen Geschichten gemein haben. Doch beide Schriftsteller bevorzugen in ihren Werken ein Milieu des Staubs, der Fäulnis, des Schwindens von Förmlichkeiten, des Niedergangs uralter Erblinien und des Zerfalls von Familien, das von Sinnlosigkeit und Fatalismus geprägt ist. Ein Bewohner des Schlosses Gormenghast könnte – in modernem Gewand – gut in eine Geschichte Aickmans passen. Würde sich umgekehrt eine Figur Aickmans in Peakes riesiges Schloss verirren, dann würden ihr die labyrinthischen Räumlichkeiten und die dort gepflegten Rituale durchaus vertraut vorkommen.

Offenbar war Aickman nur allzu bewusst, dass das, was er verabscheute, unaufhaltsam im Aufwind war,

während Dinge und Verhaltensweisen, die er schätzte, wie alter Brokat verblassten. Deshalb sind seine Geschichten, selbst wenn sie nicht mit der Finsternis des Schlosses Gormenghast befrachtet sind, häufig – und wenig überraschend – von einer Atmosphäre der Schwermut durchdrungen. Allerdings sind sie auch mit scharfem Humor gewürzt, mit dem er die Verrücktheiten seiner Umwelt, einschließlich der eigenen, registriert. Aickmans Hinweise darauf sind manchmal ebenso lapidar wie verschmitzt, eher hintergründig und pointiert als offensichtlich, ähnlich wie bei Ronald Fairbank (1886–1926), einem weiteren Autor, mit dem Aickman vermutlich mehr gemein hat, als bislang bemerkt wurde.

Am deutlichsten wird das in der Erzählung ›Größer als wir selbst‹. Darin lädt ein Zeitungsmann Spiritualisten – Sonderlinge und verschrobene Gelehrte – zu einer öffentlichen Diskussion ein, um festzustellen, ob sie ihre Überzeugungen in Einklang miteinander bringen können.

Doch stattdessen spielen sie eine Art intellektuelle *Reise nach Jerusalem* und geben bedeutungsschwangere Albernheiten von sich.

Die Geschichte ähnelt einer durch die Mangel gedrehten, chaotischen Parodie eines satirischen Lieblingsbuchs Aickmans, das er erstmals während seiner Schulzeit las: *The New Republic – or Culture, Faith and Philosophy in an English Country House* (1877), verfasst von William Hurrell Mallock. Wie Aickman anmerkt, schrieb Mallock (1849–1923) später nichts Bemerkenswertes mehr und war im Alter (wie Sir Osbert Sitwell berichtet) »ein recht verschrobener Mann«.

Viele Jahre nach der Veröffentlichung seines Hauptwerks *The New Republic* wurde Mallock Opfer eines surrealistischen Experiments: Sein Roman *A Human Document* (1892) wurde von dem britischen Künstler Tom Phillips als »Objet trouvé« behandelt, indem er den ursprünglichen Text umschrieb und zusammenstrich, sodass nur wenige provokante Gegenüberstellungen übrig blieben. Phillips veröffentlichte das Ergebnis 1970 unter dem verkürzten Titel *A Humument*.

Damals und offenbar auch heute noch betrachtete man Phillips' Idee als recht originell. Der Text von *A Humument* ist allerdings immer noch derjenige Mallocks, so raffiniert die Auswahl auch getroffen wurde. Phillips hat letztlich nur die verborgene Fremdartigkeit seines Ausgangsmaterials enthüllt.

Auch Aickman meinte, in Mallocks Werk sei eine Art »unterirdische Strömung« zu spüren. Und ich glaube, er hat versucht, an diese Strömung anzuknüpfen: Seine eigenen Geschichten sind mit Ausdrücken und verzerrten Bildern durchsetzt, die sich auf Anhieb kaum gleichzeitig und vollständig erschließen.

In *The New Republic* – einer Hommage Mallocks an die Satiren des britischen Romanciers Thomas Love Peacock (1785–1866) – versammelt sich eine Gruppe von Intellektuellen und Exzentrikern in einem Landhaus, wo sie ihre Ansichten und Überzeugungen, die vom Autor mit sanftem Spott behandelt werden, erläutern und diskutieren.

Die Figuren haben Vorbilder im realen Leben, darunter John Ruskin, Walter Pater, den Anthropologen Thomas Henry Huxley und den Dichter Matthew Arnold.

Aickman merkte an, *The New Republic* sei »sehr viel mehr als die kluge Satire über eine Gruppe berühmter Männer, die das Buch, oberflächlich betrachtet, zu sein scheint«. Unterschwellig schimmere stets »eine feinsinnige, einzigartige Poesie« durch. Hinter den Verrücktheiten der karikierten Protagonisten, um die es vordergründig geht, »spüre man, wenn auch nur angedeutet, die Tragik, Vergeblichkeit und traurige Schönheit gerade des höchsten menschlichen Strebens«.

Man kann annehmen, dass Aickman hier beschreibt, was er selbst erreichen wollte. Unweigerlich durchschaute er das Pathos, die Demütigungen, Selbsttäuschungen und peinlichen Zugeständnisse im Leben seiner Protagonisten und schilderte sie schonungslos. Aber er wollte auch zeigen, dass es selbst in diesem Leben flüchtige Anblicke von sonderbarer Schönheit geben konnte, insbesondere jener Schönheit, die aus Fremdartigkeit erwächst.

Und so wird in ›Größer als wir selbst‹ das hoffnungslose Scheitern des Forums neuen Denkens durch einige Gegenkräfte gemildert: durch eine wunderbar fragile Erotik, gelassene praktische Lebensweisheit und das große Mysterium eines gewaltigen überirdischen Lichts.

Aickmans Lebenserinnerungen *The Attempted Rescue* wurden im selben Jahr (1966) veröffentlicht wie *Kräfte der Finsternis*. Sie enthalten ein kurzes Kapitel mit der Überschrift ›Ein ferner Stern‹, das der deutschen Regisseurin Leni Riefenstahl gewidmet ist, deren mystisch-romantischen Bergfilm *Das blaue Licht* Aickman sehr bewunderte. Als Riefenstahl nach dem Zweiten Weltkrieg Großbritannien besuchte und es wegen der ihr nachgesagten Komplizenschaft mit

dem Naziregime zu Protesten kam, verfasste Aickman einen offenen Brief, in dem er die Regisseurin in Schutz nahm und anführte, man habe sie von diesen Beschuldigungen offiziell freigesprochen. Für ihn war Riefenstahl eine große Künstlerin und Idealistin, und er hielt eisern und trotzig an ihrer Verteidigung fest.

Allerdings ist Aickmans Haltung gegenüber der gefeierten Schauspielerin, die in ›Ein vorbeiziehender Stern‹ im Mittelpunkt steht, unübersehbar zwiespältig – besonders wenn sich der luziferische Aspekt ihres Gastspiels in der Provinz enthüllt. Diese »faustische« Geschichte geht über die bekannte Faust-Thematik insofern hinaus, als Aickman höchst raffiniert die schrecklichen Folgen des Teufelpakts beschreibt. Konsequenzen hat er nicht nur für die Schauspielerin, sondern auch für ihre Assistentin, die Teil ihrer Vereinbarung mit dem Diabolus ist, wie auch für jene, die den beiden zufällig in die Quere kommen.

Auch wenn Aickman immer nach jener »hintergründigen und einzigartigen Poesie« strebte, die er in Mallocks *The New Republic* fand (er war der Auffassung, dass die Geistergeschichte im besten Fall tatsächlich in der Lage ist, sich der Dichtung anzunähern), stellte er jene Poesie oft in den Dienst des Fremdartigen und Unheilvollen.

Wenn Colvin in ›Ein vorbeiziehender Stern‹ der Schauspielerin Arabella Rokeby sein Interesse an den stillgelegten Bleiminen erläutert, merkt er an: »Dort gibt es nichts zu sehen. Nur Dunkelheit.« Woraufhin Aickman die alterslose Diva antworten lässt: »Nur *Dunkelheit*«, und hinzufügt: »als könnte kein Mensch bei Verstand sich mehr wünschen.«

Hier ruft Aickman uns ins Gedächtnis, dass der Höllenfürst tatsächlich oft als gewaltige *Lichterscheinung* dargestellt wird – ähnlich dem »eiskalten Sonnenschein des Dezembers«, in den die Schauspielerin und Colvin schließlich hinaustreten, oder dem riesigen phosphoreszierenden Gebilde, das am Ende von ›Größer als wir selbst‹ auftaucht.

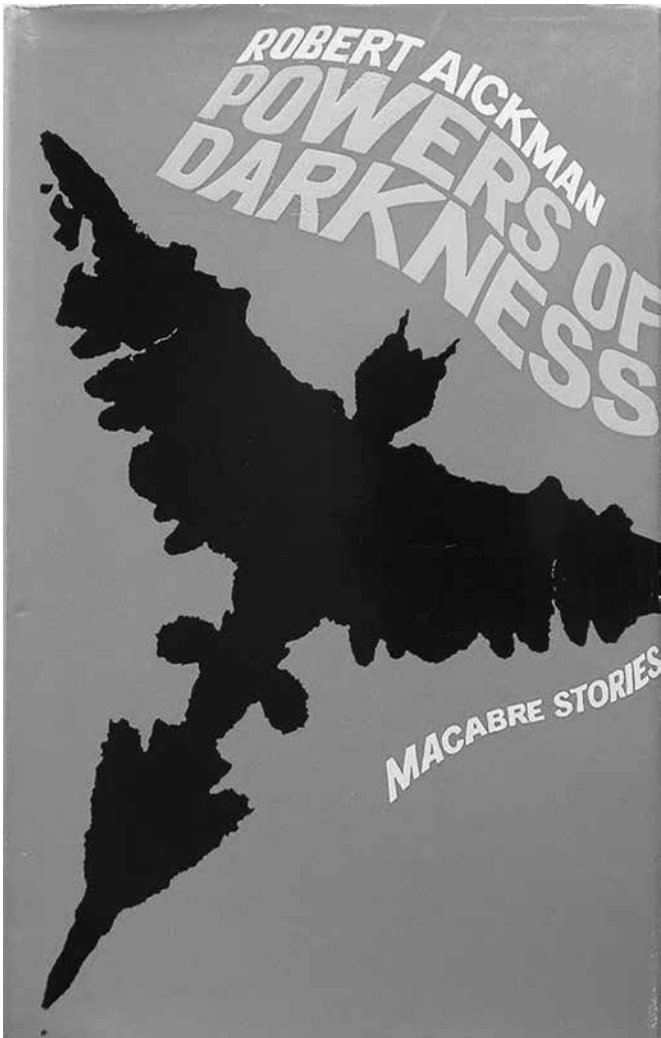
Nur drei Figuren aus dem Gewimmel der Visionäre und Propheten, die sich in dieser Erzählung tummeln, werden von jenem Licht nicht überwältigt. Und diese drei verkörpern möglicherweise recht dubiose Tugenden.

Gibt es in Aickmans Geschichten jemals etwas, das vorbehaltlos bejaht wird? Vielleicht könnte man die Szenerie in der traumartigen Allegorie ›Das weindunkle Meer‹ anführen. Hier beschwört Aickman eine klassisch-heidnische Idylle, eine Domäne des Weins, der Blumen, der Früchte und des Sonnenscheins. Die drei schönen Frauen, die sein Protagonist auf der Insel entdeckt, verkörpern die Elemente Erde, Feuer und Luft sowie die Tugenden Schönheit, Wahrheit und Güte. Allerdings geben die Frauen zu, dass sie Zauberinnen sind, und wir können in ihnen Seelenverwandte der römischen Schicksalsgöttinnen, der Parzen, vermuten.

Nur selten hat Aickman so offen und deutlich seine Wertschätzung und Verehrung für etwas ausgedrückt. Doch selbst in dieser Geschichte passiert das Unvermeidliche: Am Ende wird der Protagonist aus dem Paradies vertrieben.

Aber wahrscheinlich hatte John Michell recht, als er darauf hinwies, dass Aickman zuweilen selbst dem

eigenen trüben, grauen Land das Potenzial einräumte, zum Traumland zu werden. Sicher ist, dass es für ihn ein Land war, in dem man in verborgenen Winkeln immer noch auf Fremdartigkeit und Schönheit stoßen konnte.



Umschlag der Erstausgabe von *Powers of Darkness*,
London: Collins 1966.



Illustration von Thomas Osborne Robinson
zur Zeitschriftenveröffentlichung von
›Your Tiny Hand Is Frozen‹
in *The Tatler*, 19. November 1953.

WIE EISKALT IST DIES HÄNDCHEN

In der dritten Nacht begannen die Probleme mit dem Telefon. Edmund St. Jude hatte schon seit Jahren einen leichten Schlaf. Doch am Vortag war er ständig mit ungewohnten häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen, und als das Telefon zu läuten anfang, schlief er fest und träumte lebhaft. Eine Weile bimmelte das Telefon sogar in seinem Traum. Dann stellte er fest, dass er leicht fröstelnd und zusammengekrümmt im Bett saß, wobei er keineswegs sicher war, ob er nicht immer noch träumte.

Durch das nach Norden hin liegende Dachfenster drang Mondlicht in die Atelierwohnung – eine verglaste Mansarde. Aber da das Telefon auf einem niedrigen Tisch direkt unterhalb des Fenstersimses stand, befand es sich im Dunkeln.

Keine anderen Geräusche dämpften oder übertönten sein Klingeln, sodass der kalte, gebieterische Hall von einer Wand zur anderen geworfen wurde.

Edmund kämpfte sich zurück ins Bewusstsein, das der Traum ihm vorübergehend genommen hatte, und beschloss, nicht auf das Läuten zu reagieren. Zu dieser Stunde konnte nur jemand falsch gewählt haben. Oder es war ein Freund von Teddie, wie er plötzlich annahm. Das Telefon läutete weiter. Wie spät war es überhaupt?

Seine schöne Jägeruhr, Symbol seines früheren Lebens, lag auf einem Stuhl neben seinem Bett. Es war fünf Minuten vor halb sechs Uhr früh. Unwahrscheinlich, dass jemand um diese Zeit Teddie sprechen wollte. Das Läuten hörte nicht auf.

Wie immer gab Edmund, der ein liebenswürdiger Mensch war, dem beharrlichen Drängen schließlich nach, kroch aus dem Bett in das spätherbstliche Mondlicht des Novembers und hob den Hörer von der schwarzen Gabel.

Edmund hatte zuvor mehrere Jahre bei seiner Tante gewohnt, die es fertiggebracht hatte, noch eines jener alten »Kerzenleuchter«-Modelle zu behalten, wie sie bis 1940 in Mode gewesen waren: ein aufrecht stehendes Tischtelefon mit oberem Mundstück und einem separaten Hörer, den man sich ans Ohr hielt. Deshalb wollte Edmund diesen nächtlichen Anruf automatisch so entgegennehmen, wie er es gewohnt war. Als er nun im Dunkeln an diesem moderneren Apparat herumhantierte, hätte er ihn fast fallen gelassen. Jetzt empfand er die Stille als genauso beunruhigend wie zuvor den Lärm.

»Hallo.«

Es war keinerlei Reaktion zu hören.

»Hallo.«

Nach einigen Sekunden der Stille drang ein lautes, scharfes Klicken durch die Leitung, als hätte der Anrufer bewusst bis drei gezählt und dann aufgelegt.

»Hallo«, wiederholte Edmund vergeblich. Nichts geschah. Zu dieser Uhrzeit fragte die Telefonvermittlung auch nicht sofort nach, welche Telefonnummer man erreichen wolle. Edmund legte auf und eilte zurück ins

Bett. Er schlief wieder ein, doch nun war sein Schlaf, wie üblich, leicht und unruhig.

Die Episode war eigentlich belanglos, und wäre es ihm möglich gewesen, hätte er sie wahrscheinlich bald vergessen, zumal sein neues Leben auch sonst fast nur noch aus Ärgernissen zu bestehen schien. Aber während der folgenden Wochen wiederholte sich der Vorfall ständig. Wenn es nicht während der Stunden des Tageslichts geschah (die sich von Tag zu Tag verminderten), dann, wenn er zumindest auf den Beinen und wach war. Allerdings gab es mindestens zweimal weitere Störungen mitten in der Nacht.

Einer der späten Anrufe war besonders seltsam. Das Telefon läutete fast sofort, nachdem Edmund zu Bett gegangen war. Er vermutete, dass es einer dieser unerklärlichen Anrufe war, was seine sowieso schon gedrückte Stimmung noch verschlechterte. Ihm war jedoch klar, dass es weiterhin läuten würde, wenn er den Anruf nicht entgegennahm. Die längste Zeit, die er das ständige Schrillen ausgehalten hatte, waren bisher zwei Minuten und 50 Sekunden gewesen, wie er mit dem Sekundenzeiger seiner Jagduhr gemessen hatte. Unverzüglich knipste er die schwache Nachttischlampe an, stand auf und griff zum Hörer.

»Hallo?«

Wie immer folgte nur Stille.

»Hallo!«

Nicht zum ersten Mal sagte er es dreimal, bis es klickte.

»Hallo.«

Nach dem Klicken war diesmal ein neues Geräusch zu hören. Bevor er auflegte, war er sich jedoch sicher,

dass er es erst *nach* und nicht *vor* dem Abbruch der Verbindung wahrgenommen hatte. Unverkennbar war es ein leichtes, kurzes Lachen gewesen. Es hatte geklungen, als machte sich jemand über seine unbestreitbar alberne Misere lustig, und das beunruhigte ihn sehr. Zwar wiederholte sich der Unfug störender Anrufe, nicht aber das spöttische Lachen.

Die Anrufe schienen keiner bestimmten Systematik zu folgen, denn sie kamen in unregelmäßigen Abständen. Manchmal lagen mehrere Tage dazwischen, zuweilen gab es aber auch drei innerhalb von 24 Stunden.

Ihre scheinbare Zufälligkeit hielt Edmund, der solche Dinge gern aufschob, lange davon ab, sich mit dem Telefonamt in Verbindung zu setzen. Hinzu kam, dass er nur sehr selten Bekannte anrief oder von ihnen angerufen wurde. Er hatte das Gefühl, dass er deshalb kaum gute Gründe für seine Beschwerde vorbringen konnte und sie lächerlich wirken würde. Sowieso war dieses Telefon nur ein Überbleibsel aus der Zeit, in der Teddie hier gewohnt hatte – eines der vielen, auf die er gern verzichtet hätte.

Ihn störte auch die Angewohnheit vieler Freundinnen und Freunde Teddies, ohne vorherige Ankündigung vor der Tür zu stehen. Ihr Bekanntenkreis bestand aus recht gewöhnlichen jungen Frauen, die offensichtlich ein starkes Bedürfnis nach Klatsch und Tratsch hatten, sowie gut situierten jungen Männern mit unpassendem Haarschnitt und offenkundigem Mangel an Fantasie. Aus finanziellen Gründen konnte sich Edmund nur einen kleinen eigenen Freundeskreis leisten, und er hatte nur wenige von Eddies Freundinnen und Freunden

kennengelernt. Jetzt verblüffte ihn das, was er durch die hereinschneidenden Besucher über Teddies Vorlieben und Wesen erfuhr. Da er mit Teddie verlobt war und sie heiraten wollten, empfand er es zudem als leicht beunruhigend.

Einmal meldete sich das Telefon, als Edmund gerade an der Wohnungstür stand und einen breitschultrigen jungen Mann abzuwimmeln versuchte, der sich als Toby vorstellte.

Es war einer der mysteriösen Anrufe, und als Edmund schließlich das übliche Klicken hörte und auflegte, merkte er, dass der Besucher ihm in die Wohnung gefolgt war.

»Hoffentlich keine schlechte Nachricht?«, fragte Toby.

Die sich wiederholenden Anrufe hatten Edmund immer gereizter und verstörter werden lassen, sodass er die Frage des jungen Mannes genauso lästig fand wie dessen Anwesenheit.

»Nichts dergleichen«, erwiderte Edmund mit versteinierter Miene. Dann dachte er nach. Allmählich brauchte er jemanden, dem er sich anvertrauen konnte.

»Nichts Schlimmes. Aber vielleicht etwas Ungewöhnliches«, fügte er hinzu. »Wenn das Telefon läutet, nehme ich das Gespräch an. Und dann legt die Person am anderen Ende auf. Mehr passiert nicht, aber es geschieht immer wieder.«

»Das ist gar nicht ungewöhnlich«, sagte Toby, der den Kern der Geschichte nicht begriff. »Wir alle bekommen solche Anrufe.« Toby konnte sich so wenig in Edmunds Lage hineinversetzen, dass dieser sein Verhalten nicht ertragen konnte. »Und nun verrate mir etwas, St. Jude«,

fuhr Toby in unangemessen vertraulichem Ton fort.
»Wie lange hat Teddie schon Tuberkulose? Ich wusste gar nicht, dass sie daran erkrankt ist.«

»Das wusste niemand«, erwiderte Edmund. »Aber jetzt entschuldige mich, ich war gerade bei der Arbeit und muss weitermachen. Ich werde Teddie sagen, dass du hier warst.«

»Alles klar.« Anscheinend hatte Toby den Versuch aufgegeben, Edmund weiter mit Fragen zu löchern. Er zuckte mit den prallen Schultern und ging ohne jede zusätzliche Bemerkung. Edmund musste die Tür hinter ihm schließen.

Der Ärger mit Toby hatte Edmund offenbar das Quantum Angriffslust verliehen, das er brauchte, um sich beim Telefonamt zu beschweren.

»Mittlerweile muss es mehr als 30-mal passiert sein«, beendete er seinen Bericht. »Ich meine, seitdem ich vor etwa drei Wochen hier eingezogen bin.«

»Sind Sie der offiziell angemeldete Nutzer dieses Anschlusses?«

»Nein, das ist Miss Taylor-Smith. Aber ich bin ihr Untermieter.«

»Hat man uns das mitgeteilt?«

»Ich glaube, nicht. Aber ich nutze die Wohnung nur vorübergehend.«

»Bitte schicken Sie uns den Untermietvertrag. Sonst müssen wir den Telefonanschluss kündigen.«

»Ich werde Ihnen die Unterlagen schicken. Aber diese Anrufe ...«

»Tut mir leid, aber wenn Sie uns nicht mitteilen, dass ein neuer Vertragspartner das Telefon nutzt ...«

»Mit den Anrufen hat das nichts zu tun!«

»Wenn Sie ein neues Anmeldeformular vollständig ausgefüllt haben, werden wir uns um diese Geschichte kümmern.«

Seltsam war, dass die Anrufe danach aufhörten. Edmund verfasste niemals eine Mitteilung an das Telefonamt. Er hatte vor, darum zu bitten, das Telefon so schnell wie möglich aus der Wohnung zu entfernen. Doch dann überlegte er, dass das vielleicht unfair Teddie gegenüber sein würde, denn er wusste, dass die meisten Menschen ein Telefon haben wollten, neue Anschlüsse aber schwer zu bekommen waren. Und wahrscheinlich brauchte Teddie ein Telefon, schon um Verbindung mit den Eltern ihrer kindlichen Modelle zu halten. Also unternahm Edmund nichts. Trotzdem war der anonyme Anruf während Tobys Besuch für lange Zeit der letzte, den Edmund erhielt.

Jedes Jahr, wenn sich Weihnachten näherte, bedrückte Edmund die Aura des Misserfolgs, die derzeit sein Leben weitgehend bestimmte, auf fast unerträgliche Weise. Seit dem Verkauf des uralten Herrenhauses und der Ländereien der Familie war sein Einkommen Jahr für Jahr so bedrohlich zusammengeschrumpft, dass er an der schlichten Weihnachtsfeier seiner Tante teilgenommen hatte, wenn auch nur, weil sie so eindeutig mit ihm rechnete. Doch nun schien er eine gewisse Wahlmöglichkeit zu haben.

Leider hatten die familiäre Katastrophe sowie sein früheres Gefühl von Verpflichtung seiner Tante gegenüber dazu geführt, dass bei ihm nur noch selten Weihnachtseinladungen eintrafen. Doch zumindest hatte er jetzt wieder Räumlichkeiten, die es zuließen, im

Rahmen seiner geringen finanziellen Mittel Gäste zu bewirten.

Zugleich hatte er bei dem Gedanken gewisse Bedenken. Schließlich war er nur ein besserer Hauswart, dessen Entlohnung nicht in Geld, sondern der Aussicht auf Liebe bestand. Und die Atmosphäre der Atelierwohnung war nach wie vor ganz und gar von Teddie geprägt. Er sah sich gründlich um, bevor er eine Liste der Freunde machte, die sich vielleicht zu einem Weihnachtsessen bei ihm einfinden und, falls möglich, eigene Mitbringsel zu der Feier beisteuern würden. In Abwesenheit von Teddie, die hätte erklären können, dass die Kinderbilder an den Wänden lediglich »Schaustücke zu Werbezwecken« waren (dieser Ausdruck stammte von ihr), wirkte diese Art von Dekoration erdrückend und geschmacklos. Auffällig peinlich waren die beiden größten Arbeiten. Eine davon war die stark vergrößerte fotografische Reproduktion des Gemäldes *The Age of Innocence* von Joshua Reynolds, ein Nachdruck mit einem speziellen technischen Verfahren, das eine äußerst farb- und werkgetreue Wiedergabe ermöglichte. Es sollte Eltern als Kunden werben und ihnen zugleich die Sicherheit geben, dass Teddies Muse sich an strenge moralische Prinzipien hielt. Das andere Bild, *Mr. und Mrs. Preston Brooks Kinder*, war Teddies eigene Schöpfung. Auf Mr. Brooks Anweisungen hin war es bei mehreren Ausstellungen gezeigt worden. Allerdings hatte Mr. Brook, ein erfolgreicher Produzent vielfältiger Gemüsesorten, das Werk nach den Ausstellungen noch nicht in Besitz genommen. Das Bild hing über dem elektrischen Heizkörper, und zwar nach wie vor mit dem Schild »Edwina Taylor-Smith, MSPC« in auffälligen

Großbuchstaben. Im Geiste hörte Edmund Teddie sagen: »*Ed-wi-na*. Der Name klingt wie ein zäh quiet-schendes Rad.«

25 Minuten später war Edmund mit seiner Liste kaum weitergekommen. Die meisten seiner Bekannten waren entweder zu reich, wohnten zu weit entfernt oder hatten allzu offensichtlich schon verlockendere Einladungen als seine erhalten. Fast alle waren verheiratet, überwiegend mit Frauen, die er entweder nicht kannte oder als unpassend empfand. Mit vielen Bekannten hatte er jede Verbindung verloren. Vielleicht würden drei oder vier Männer kommen, deren finanzielle Lage seiner ähnelte. Besonders bestürzte und entmutigte Edmund, dass bis auf Teddie Frauen fast aus seinem Leben verschwunden waren.

Trotzdem musste er einen Anfang machen, wenn er das Weihnachtsfest nicht ganz allein verbringen wollte. Edmund hob das Telefon von der Gabel und wählte die Nummer seines Freundes Tadpole, mit dem zusammen er am Oriol College in Oxford studiert hatte. Er hörte sofort das Freizeichen. Da er zögerte, gleich beim ersten Versuch aufzugeben, ließ er es noch lange nach der Zeit klingeln, in der er erwarten konnte, dass sein Freund den Anruf in seiner Junggesellenwohnung entgegennehmen würde. Ihm fiel das drängende Läuten bei den unerklärlichen Anrufen ein, die er bis vor einem Monat bekommen hatte.

Das rhythmische Dröhnen in seinem Ohr hatte eine leicht hypnotische Wirkung. Dann hörte das Läuten auf, und jemand sagte irgendetwas, sodass er zusammenzuckte. Die Stimme kam ihm jedoch unbekannt vor, und er konnte nicht verstehen, was sie sagte.

»Wie bitte?«, fragte er.

Erneut teilte die Stimme ihm irgendetwas Unverständliches mit, sprach diesmal jedoch länger ins Telefon. Edmund konnte nur einen schrillen Wortschwall ausmachen.

»Ich möchte mit Mr. Pusey sprechen, ist er da?«

Als Antwort hörte er nur zwei kurze Sätze in scharfem Ton, verstand jedoch kein Wort. Ihm kam der Gedanke, es sei vielleicht gar keine menschliche Stimme, sondern eine mechanische Ansage der Telefonvermittlung.

»Ich lege jetzt besser auf und versuche es noch mal«, sagte Edmund, war jedoch nicht sicher, ob er nur ein Selbstgespräch führte.

Der Wortschwall war jetzt viel leiser und verstummte schließlich. Edmund trennte die Verbindung. Nach ein, zwei Minuten probierte er es erneut. Diesmal war nur ein langes, wiederholtes Läuten zu hören. Tadpole war sicher nicht zu Hause, was Edmunds Stimmung noch mehr drückte.

Er rief drei weitere Freunde an. Einer verbrachte Weihnachten in Paris, wie er erfuhr. Der zweite sagte, er werde ihm später mitteilen müssen, ob er zum Weihnachtsessen kommen könne. (Edmund war davon überzeugt, dass er hoffte, ihm würde sich eine bessere Alternative bieten.) Und ein anderer Freund war, wie Tadpole, nicht zu erreichen.

Edmund beschloss, die Übrigen auf seiner Liste schriftlich einzuladen. Könnte er nur schreiben: »Die Schauspielerin Evelyn Laye wird auch kommen, also werden wir sicher interessante Gespräche führen«!

Während der folgenden sieben Tage benutzte Edmund das Telefon häufiger, als er es gewohnt war. Er begann jeden anzurufen, den er im zurückliegenden Jahr getroffen hatte – wie unverbindlich die Bekanntschaft auch gewesen war. Doch offenbar hatte niemand Lust, Weihnachten mit ihm zu verbringen. Wahrscheinlich lag das in der Natur unverbindlicher Bekanntschaften. Bei diesen normalerweise kurzen Anrufen wurde das etwas peinliche Gespräch irgendwann dadurch gestört, dass irgendjemand im Hintergrund immer wieder Unverständliches brabbelte.

»Hörst du auch dieses Geräusch?«, fragte Edmund und unterbrach damit die dürftigen Ausreden seines Bekannten.

»Welches Geräusch, Alter?«

»Klingt so, als würde jemand irgendwelchen Unsinn reden.«

»Sicher irgendeine Frau an einem Nebenanschluss.«

»Eine Frau, glaubst du?«

»Woher soll ich das wissen, Alter? Aber weißt du, ich wollte gerade sagen, dass Nell und ich – natürlich kennst du Nell nicht – Weihnachten immer bei ihrer Familie in Galloway feiern.«

Am Ende der Woche entschied sich auch der Freund, der sich vorher noch nicht festgelegt hatte, gegen das Weihnachtessen bei Edmund. Offenbar war rechtzeitig ein besseres Angebot bei ihm eingetroffen. Ein weiterer Angeschriebener teilte per Post mit, er habe schon jemand anderem zugesagt. Alle Übrigen antworteten überhaupt nicht. Edmund versank im trüben, erstickenden Nebel der Einsamkeit.